

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

176 (30.7.1932) Die Mußestunde

konst, das Verd. Bewusstseins zu Ehren der Konferenzteilnehmer gab und das noch lange den allgemeinen Gesprächsstoff bildete, war ein voller Erfolg. Ebenso lebte man überschwänglich das köstliche Bier, eine Gabe des Klubs Münchener Brauereien — es war die sensationelle Uebertragung der Konferenz, lebhaft bemerkt wurde auch die sinnige Aufmerksamkeit, welche der französische Premier seinen ausländischen Kollegen bewies. Jeder von ihnen erhielt als Gedeau eine schwere goldene Tabatiere mit seinem familiären Namenszug in Brillanten. Wenn man auf einen kleinen Emalgamknopf drückte, öffnete sich ein Geheimfach mit einem bezigen Emailbildchen, bei dessen Anblick auch eine Marzseiller Hafendörre erdötete wäre. Die Beschenkten erdöteten nicht. Als richtige Minister hatten sie das Erörtern längst verlernt. . . . Zum Schluß wurden alle zum bleibenden Gedächtnis der eben verlebten welthistorischen Tage photographiert; einigermaßen befremdend wirkte dabei das Benehmen des . . . sischen Finanzministers. Er streckte die Hände vor und fragte: „Fingerabdrücke werden keine genommen?“ Der Mensch ist ja doch ein Gewohnheitstier. . . . Hochbeglückt war der abessinische Delegierte. Noch niemals hatten ihm die Photoreporter derart mißlungene Bilder geliefert, dank einiger kräftiger Netzfischen würde sich also diesmal jenes peinliche Mißverständnis nicht wiederholen können, durch das sein Photo in die London News kam; in die Rubrik „Neuerwerbungen unseres Zoo“ mit dem Text: „Dressierter afrikanischer Gorilla, äußerst selten (very rare).“

Ein spezielles Lob gebührt noch dem Rat des malerischen und gastfreundlichen Städtchens, das die Konferenz beherbergte; das „Etablissement“ war unstreitbar auf der Höhe der Zeit. Badezimmer und fließendes Wasser . . . mit einem Wort, die Diplomaten, also wirklich Kenner, versicherten übereinstimmend, weder in Paris, noch in Brüssel oder Buenos Aires würde Besseres geboten. Nicht nur die jüngeren Herren, die Attachés und Legationsräte, auch die rüstigeren der Minister hielten sich nächstelang dort auf; der Plan, die Beratungen gänzlich zu Madame und ihren 50 Angés de Diable zu verlegen und auf diese Weise noch mehr auf dem Gebiete internationaler Zusammenarbeit zu leisten, wurde schließlich nur über Einspruch des greisen britischen Schatzkanzlers fallen gelassen, der das Budget der Konferenz nicht allzusehr belasten wollte.

Aber auch sonst war das Resultat befriedigend. Nach wochenlangen, zum Teil recht schwierigen finanziellen Auseinandersetzungen wurden 36 Verlobungen vermittelt — ein bezeichnender Fortschritt im Geiste zwischenstaatlicher Verständigung, woegen nur zwei Ehen endgültig in die Brüche gingen; kein Wunder, die Stimmung der Herren und ihrer Damen war durch die ständigen Feste und Veranstaltungen, die vielen Frühchoppen und Reunions, und nicht zu vergessen, die 36 Verlobungsfeiern so animiert, daß keine Zwistigkeit aufkommen konnte.

Nur eines brachte einen leisen Mistton in den allgemeinen Jubel: Keine Regierung wollte um die Breite eines Fingers von ihrem Standpunkt abweichen und die Probleme, um deren Lösung willen die Konferenz getagt hatte, waren ungelöst als je. Doch letzten Endes trug auch dies zur gegenseitigen Zufriedenheit bei; denn so ergab sich ganz von selbst die zwingende Notwendigkeit der Einberufung einer neuen Konferenz.

Diese angenehme Aussicht, verbunden mit der schallenden Heiterkeit, welche die Lektüre der gemeinsam für die Öffentlichkeit verfassten Communiqués auslöste, erfreute alle Herzen dergestalt, daß die Konferenz mit Recht ein voller Erfolg genannt werden darf.

Literatur



Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 2, bezogen werden. Das große soziologische Standardwerk von Prof. Mathilde Wiering, Soziologie und Biologie der Macht, dessen ersten Band „Die Macht der Massen“ wir seinerzeit einer eingehenden Behandlung widmeten, hat nun in seinem zweiten Band „Die Macht der Massen in der Erziehung“ (Verlag, Dr. W. Pfeifer, Berlin) eine wertvolle Erweiterung und engere Zusammenfassung erfahren. War der erste Band mehr allgemein kritisch und historisch beizugehend, so ist dieser zweite mehr experimentell beizugehend und vornehmlich für ganz neue, wirksame Wege der Erziehung. Ausgehend von den Grundprinzipien der Macht, die sich in zwei große Gruppen von Herrschenden und Beherrschten teilt und je nach Sieg oder Niederlage dieser beiden Faktoren, unebeneere Klassen-Bewegungen im Laufe der Jahrhunderte erzeugen muß, behandelt Mathilde Wiering in diesem zweiten Band vornehmlich alle Fragen und Aspekte des Lebens der Macht vom pädagogischen Standpunkt aus, indem sie an Hand unzähliger Beispiele aus allen Kulturkreisen und allen Jahrhunderten schlaunfähig und starckichtig erhebt, wie sehr recht sie mit ihrer Beweissführung hat. Bildung ist Macht, das ist der Reiz, der sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht. Und ist es nicht klar, daß diejenigen, die an der Macht sind, ein brennendes Interesse daran haben, diejenigen, die sie beherrschen, von jeglicher Erweiterung ihrer Kenntnisse

„Wahrscheinlich, die Mannsbild zu verurteilen, von dem die große, gesunde die Wahrheit, das man immer in die Hande legen kann, ist unerschütterlich entscheidend könnte. Um so mehr, da das Vorklariat in seinem Willensniveau an das der Herrenklasse heranreicht, um so geringer werden die Unterschiede und umso mehr gerät die Frau über sie. Ebenso ist es mit der Frauenfrage. Ueber sie schreibt Mathilde Wiering: „Noch etwa bis zu den neunziger Jahren war die Frau in ihrem Willen vollständig entlehnt und insbesondere als Ehefrau ein Werkzeug des männlichen Willens. Die Frau war ohne Selbstbestimmungsrecht, der Mann hatte das Bestimmungsrecht über ihren Willen, ihre Kinder, ihr Vermögen, ihren Wohnort usw. . . . Diese Wandlung der Frau von Gehoriam und Unterwürfigkeit zur Autonomie ist nicht auf das Gesetz beschränkt. Die Autonomiebewegung der Frau hat auf das ganze Leben übergreifen, aber sie bewegt sich vorläufig fast ausschließlich im Inneren. Das innere Wesen der Frau ist heute noch so gut wie überhaupt nicht von dieser Bewegung ergriffen, der Kern der Weiblichkeit ist noch gar nicht von der Selbstbestimmung erfaßt.“ Zu dieser resignierten Ansicht über die heutige Frau kann man mit der Verfasserin umso mehr kommen und ihr mit lebhaften Bedauern zustimmen, wenn man die Region Frauen betrachtet, die mit freirechtlichem Fanatismus sich zu den Rabänen Hitler's bekennen, der in Wort und Tat sich täglich für eine Hörigkeit der Frau unter das männliche Joch einsetzt, wie sie mittelalterlicher nicht zu denken ist. Umso mehr müßten wir in Leben und Erziehung uns die Erkenntnisse von Mathilde Wiering, die sicherlich eine der genialsten Frauen ist, die wir heute in Deutschland haben, zunutze machen und nach ihnen leben und streben. Die wahre Gleichberechtigung, sei es Mann oder Frau, sei es Frau oder Greis, durchzuführen, muß unsere Aufgabe sein. Dornig ist die Straße, die dabei noch vor uns liegt. Aber sollten wir uns auch die Hände wund laufen und manchmal vor Müdigkeit umsinken wollen, so müssen wir doch empor zur Sonne und Freiheit!

Rätelecke

Bilderrätsel



Rätselaufösungen

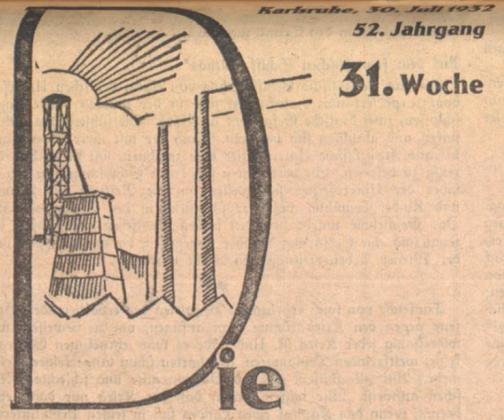
Auflösung des Vierer-Rätsels: Arabien.
 Auflösung des Bilderrätsels: Nichts ist mühsam, wenn wir es willig tun.
 Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe; teilweise Else Enz, Gaggenau; Eduard Martin, Karlsruhe; Karl Haber, Kleinstenbach; Heinrich Hartmann, Ruelingen; Friedr. Hörnel jr., Karlsruhe.
 Verspäteter Eingang der letzten Rätselauflösung: Eduard Martin, Karlsruhe.

Wir bitten, die Rätselaufösungen so einzufenden, daß sie jeweils bis Mittwoch in unserem Brief sind.

Witz und Humor

Hygiene. Frau Gehcke sieht alles, und alles muß sie genau wissen. „Sie hamn doch da vorne e Schwämmchen“, nimmt sie die Unterhaltung mit dem Straßenbahnkassierer auf.
 „Nu freilich, allemal!“, lautet die freundschaftliche Antwort.
 „Da muß 'ch mal recht albern fragen“, sagt Frau Gehcke — „aus was siern Grunde hamn Sie denn da vorne e Schwämmchen?“
 „Aus hygien'schen Gründen. Das wern Se glei sehn. Das wäre Sie nämlich im heechstn Grad unhygien'sch, wenn mir nich so e Schwämmchen hädtn. An dem Schwämmchen seichen mir nämlich die Fing'r an, wenn mir die Billedden abreib'n.“
 „Ja, das schdimm't“, nickt Frau Gehcke lebhaft. „Das leichet mir ein. Awo'r, wenn Sie nu das Schwämmchen drod'n wird unterweijens?“
 „Das gomm't gar nich for“, sagt der freundliche „Mann“, dann schbugt mer ähm esfach druff!“

Schriftleiter E. Otünebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28



Die Mußbestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Dem 1. August 1914 zum Gedächtnis

Wir waren Vater, Sohn oder Mann, / man machte aus uns Soldaten. / Daß wir die Heimat nie wiedersehn, / hat damals uns niemand verraten. / Wir sind nicht stolz auf den Heldentod, / er hat nach Sas getochen. / Die Wiesen in Flandern färben wir rot, / wir sind gedrohen, gedrohen.
 Wir dachten, wir traten für Deutschland an, / für Vaterland und für Ehre, / die großen Herren verdienten daran, / sie verschoben inzwischen Gewehre. / Der Stahlhelm hat uns nichts genügt, / ein Lanf ratetert alles nieder, / und wer erst einmal im Drahtverhau sitzt, / der schreit sich sicher hinüber.
 Wir meinten nur, die Welt sei kurier / und wir die Letzten gewesen, / und wir hätten das Leben dafür riskiert, / daß die Menschheit vom Krieg genesen — / Jetzt trommelt schon wieder Marschmusik, / ihr Lebenden, hört doch die Lieder! / Sie hegen schon wieder zu neuem Krieg, / ihr Lebenden, schreit doch: nie wieder!

Peter Puch

Der erste Mann

Von Georg Büsing
 Das Meer ist aufgewühlt bis auf den Grund. Brüllende Geschosse schleudern Wasserfäulen gen Himmel. Auf der letzten Planke des sinkenden Schlachtschiffes steht langgerecht ein Matrose. Die nervige Faust schwingt verzweifelt die schwarzweißrote Kriegsfahne. Der Mund ist verkrampfzt zu heiserem Hilfschrei. Niemand hört ihn. Ringsum tobt die Vernichtungsschlacht weiter. Brandfackeln lodern gen Himmel, der tief hängt in düsterer Trauer. — Dies Gemälde eines bekannten Malers ist in Millionen von Nachbildungen in Deutschland verbreitet. Es trägt die Unterschrift: Der letzte Mann.
 *
 Es ist Sommer. Ueber den Gehsteig der Großstadtstraße schleppt sich zwischen lachenden Menschen müde ein Krüpel. Der rechte Jadenärmel hängt leer; das linke Bein ist durch eine Prothese ersetzt. Ueber seinen Körper flutet von Zeit zu Zeit ein Zittern. Er ist schwer nervenleidend. Die Frühjahrschlacht an der Somme war furchtbar. Vier Tage Trommelfeuer von vernichtender Wucht. Die Granatlinie ist zerstückt, die Erde ersinkt unter Blut. Auf dem linken Flügel explodiert mit furchtbarem Getöse ein Stapel von Granaten. Die bombensicheren Unterstände stürzen wie Kartenhäuser zusammen. Von der ganzen dritten Kompanie blühender, hoffnungsvoller Jünglinge ist der Krüpel, der sich müde durch den lachenden Menschenstrom schleppt, der letzte Mann.

„Ebenfalls von Matrosen und Offizieren von Schlachtschiffen in der Luft. Zwei Sturzbomber überflogen das Meer. Das eine Flugzeug stürzt. Krachend schlägt es auf den Erdboden auf; Stichflammen schießen empor. Nachher, bei den Aufräumarbeiten findet man nur noch einen verkohlten Trümmerhaufen. Eine Leiche liegt verbrannt daneben. Wie durch ein Wunder ist der Kopf dieser Leiche völlig unversehrt. Die gebrochenen Augen starren uns qualvoll an, da ist nichts mehr in diesem Gesicht, was an Haß und Mord erinnert. Da liegt nur, gebettet in blühenden Mohn, der entsetzte Körper eines Menschen, den man zum Löten verbehtete und zwang — da liegt nur von der weltberühmten Flugzeugstaffel, die man mit Orden und Ehrenzeichen überschüttet hatte, der letzte Mann.“

*
 Faul in den weichen Klubstuhl gebettet, die Beine gespreizt, im Mundwinkel die teure Zigarette, sitzt der wohlgenährte Herr Generaldirektor. Lieblich klingt ihm im Ohre das hastende Getöse der Maschinen, die Tag und Nacht Gewehre, Granaten und Gasbomben herstellen. Sein Bankkonto hält mit den Maschinen gleichen Schritt aufwärts. Da lacht dem national gesonnenen Manne das Herz.
 Der Rüstungsindustrielle liebt den Krieg. Er zündet die Weltkrände an, er verbeht seine Volksgenossen mit hoblen Phrasen und treibt sie hinein in den Krieg. Der Rüstungsindustrielle selbst geht nicht mit. Der Rüstungsindustrielle selbst nimmt seine Mordinstrumente nicht in die Hand und setzt sich ihren verbeeren Folgen nicht aus. Er bleibt zu Hause und scheffelt Gold. Von allen Menschen der Erde, die sich freiwillig oder gezwungen den unfaßbaren Leiden eines Krieges aussetzen, ist er der letzte Mann.

*
 Im Wartezimmer der Kriegshinterbliebenenfürsorge sitzt zwischen Krüppeln und blaffen Kindern eine abgearbeitete, verbrauchte Frau. Sie ist Kriegswitwe und 42 Jahre alt. Sie hat ihre vier Kinder mit der Arbeit ihrer Hände groß gezogen, und alle etwas Nüchternes lernen lassen. Sie hat Tag und Nacht am Waschfaß gestanden und ist nun mit ihren Kräften am Ende. Sie wollte sich nun ausruhen und von ihrer Rente bescheiden leben. Aber man hat ihr wieder die Rente gekürzt und drei ihrer Kinder sind arbeitslos. Nun sitzt sie ganz niedergebroschen im Wartezimmer der Kriegshinterbliebenenfürsorge und will den Beamten bitten ihr doch die bisherige schon so knappe Unterstützung zu lassen. Der Beamte jedoch muß ihrem verzweifeltsten Flehen laut Notverordnung ablehnend gegenüber stehen. Am Abend sitzt eine arme Kriegswitwe in einer rührend bescheidenen Mansardenwohnung und weint fassungslos. Ihre Weggefährtin und der Vater ihrer Kinder war von der Besatzung des Schlachtschiffes, das bei Skagerrak so ruhmreich sank, der letzte Mann.

*
 Der 69jährige Rentenempfänger und seine Frau haben sich heute nacht in ihrem Zimmer mit Leuchtgas vergiftet. Ihre Körper waren mager wie Skelette. Am Morgen war der Alte noch zur Post gewesen und hatte seine Rente geholt. Dort konnte er garnicht begreifen, daß er und seine Frau von nun an mit noch weniger Geld auskommen sollten. Kopfschüttelnd, den „Danke des Vaterlandes“ in der zitternden Hand, war er von dannen gegangen. Er und seine Frau standen ganz allein im Leben. Ihr einziger Sohn, den sie unter großen, persönlichen Opfern hatten studieren lassen und der die Stütze ihres Alters hatte sein sollen, war von der berühmten Flugzeugstaffel, die man mit Orden und Ehrenzeichen überschüttet hatte, der letzte Mann.

*
 Es wird vielleicht noch weitere Kriege geben, denn es wird immer noch gerächt. Und jeder Krieg, der kommt, wird dreifach so furchtbar, dreifach so grausam, dreifach so erschütternd wie jeder vorausgegangene sein. Aber das eine weiß ich: Wenn wieder zum Bruderhaß und Brudermord geheht und getrieben wird, dann werde ich der erste Mann sein, der die Mordinstrumente von sich schleudert — der erste Mann, der auf die Granaten- und Bombenhügel kimmmt und mit gellender Stimme nach Nord, Süd, West und Ost schreit: Seid Brüder!

Die Revolte des Herzens

Von Max Ed-Troll †
 Nicht nur im Schützengraben des Weltkrieges war Leid und Kampf. Körperliche Schmerzen können übertroffen werden durch seelisches Leid.
 Habt ihr in die zermarkerten Herzen der Frauen geschaut? Weit hinter der Front langten diese Gequälten jede Sekunde um das Schicksal ihres Geliebten, des Vaters ihrer Kinder! Kaum ein Lächeln wagte sich über ihre Züge, denn konnte nicht in dieser Sekunde den Kameraden eine Kugel treffen? Eine Granate? Konnte nicht in dieser Sekunde teuflisches Gift seine Lunge zerfressen?

Und dann die Hunderttausende Millionen in allen Kriegslagen, die das Menschliche in sich, das Internationale der Menschennote nicht vergessen können? Haben die nicht große Not gelitten?

Revolutionen nicht zu jeder Stunde des Tages ihre Herzen gegen die Barbarei der Selbstzerfleischung der Menschen?

Wie viele Beispiele der menschlichen, internationalen Verbundenheit über alle Schützengräben hinweg haben wir aus diesen traurigen Jahren 1914 bis 1918. Ein paar solcher Beispiele seien hier niedergegeschrieben:

Das einzige weibliche Mitglied des amerikanischen Repräsentantenhauses gegen den Krieg!

Am 7. April 1917 fand in dem Repräsentantenhaus zu Washington die wichtige Abstimmung über Amerikas Stellung zum Krieg statt. Miss Rankin, das einzige weibliche Mitglied des Hauses, blieb auf die erste Aufforderung hin mit geneigtem Kopf sitzen. Auf die zweite Aufforderung hin erhob sie sich und erklärte mit einer von Schwärzen erstickten Stimme: „Ich will für mein Land eintreten; aber ich kann nicht für den Krieg stimmen.“ Hierauf erhoben sich von allen Seiten des Hauses die Rufe: „Stimmen Sie dafür!“ Aber Miss Rankin sank in ihren Sitz nieder, ohne daß ihre Stimme deutlich vernommen werden konnte. Ihre Stimmabgabe wurde in ablehnendem Sinne registriert.

Französische Feldpostbriefe an Romain Rolland

Romain Rolland, der mutige Kämpfer für die Befreiung der Menschen, erhielt mitten in den blutigen Kämpfen an der Westfront folgenden Brief eines französischen Soldaten:

„Sie sprechen zu beiden Völkern. So sagen Sie denn diesen armen Deutschen, die unter ebensoviele Leiden seufzen wie wir, daß es in Frankreich Männer gibt, die für sie nichts als Mitleid hegen, und daß wir sie, wenn wir sie auch bekriegen, doch um der Leiden willen, beklagen, die den unseren gleich sind. Soviel Trauriges können wir nur mit der Hilfe der Liebe überleben!“

*

Der Dichter Ernst Stadler und sein Uebersetzer, der französische Schriftsteller Charles Peguy lagen einander im Felde gegenüber. Ein Zufall verriet ihnen dieses Zusammentreffen. Der Deutsche sandte ein Briefchen hinüber, das mit der Anrede begann:

„Mein lieber Kollege und Genosse!“

Der Rest des Zettels war unleserlich. — Der Franzose antwortete: „Mein Freund, ich verstehe Sie nicht, aber ich liebe Sie.“ Bald darauf mußten beide ihr Leben lassen.

Das eiserne Kreuz für einen französischen Soldaten

Im Herbst 1914 lag ein deutscher Verwundeter vor der französischen Linie. Da kletterte ein französischer Soldat aus seinem Graben, um den verwundeten Feind zu retten. Beide Gegner stellten sofort das Schießen ein. Ein deutscher Offizier seinerseits verließ den Graben, eilte auf den Franzosen zu und heftete ihm das „Eiserne Kreuz“ an. Diese Tat wurde aus beiden Schützengräben mit einem lauten Bravo gefeiert.

Ritterliche Gegner

Ein Zwischenfall aus den Kämpfen in Belgien, der ein schönes Zeichen dafür ist, daß der Kampf auf beiden Seiten mit Ritterlichkeit geführt wurde, wird in englischen Blättern geschildert. Danach mußten deutsche Truppen beim Angriff auf englische Schützengräben wieder zurückgehen. Beim Rückgang in ihre Stellung nahmen sie ihre Verwundeten mit sich bis auf einen. Einer seiner Kameraden, der dies bemerkt hatte, verließ die deutschen Laufgräben, um ihm beizustehen, wurde aber von einer englischen Kugel getötet. Ein englischer Offizier befahl das Feuer einzustellen und verließ die Deckung, um den deutschen Verwundeten aufzunehmen. Er wurde von deutschen Kugeln getroffen und schwer verwundet. Als man aber deutscherseits bemerkte, welche Absicht der Offizier hatte, wurde das Feuer sofort eingestellt. Der englische Offizier schleppte sich zu dem verwundeten Deutschen und trug ihn trotz seiner eigenen Wunden nach den deutschen Linien. Hier empfing ihn ein deutscher Offizier unter dem Befehl der deutschen Soldaten mit militärischen Ehren. Dann ging derselbe nach seiner Stellung zurück. Der Offizier erlag aber leider seinen Verletzungen.

Der belgische Arbeiter und der deutsche Landsturmmann

Ein Solinger Landsturmmann, der zur Bewachung in Belgien war, hatte das Unglück, ins Wasser zu fallen. Und das sah ein belgischer Arbeiter. Welch eine boshafte Freude für ihn, einen von seinen Todfeinden ertrinken zu sehen! Doch nein, kurz entschlossen sprang er seinem Feinde nach, um ihn zu retten. Es war ihm nicht möglich, auch er ertrank. Der Belgier hinterließ eine Frau und sechs Kinder, der Deutsche war ebenfalls Familienvater.

Der letzte Trunk

„Notre Petite Feuille Ribaz“ erzählt von einem sterbenden Deutschen, der zwei schmachtende verwundete Franzosen mit dem

Aufgebot seiner letzten Kräfte zu sich heranzog, damit sie seinen Gelöstsaft nehmen. Sie glauben erst, daß er selbst gelabt sein will, doch er hat ihnen den Trunk zugebracht.

Auf dem französischen Schiff „Athos“

Als das französische Schiff Athos von einem deutschen Unterseeboot torpediert wurde, befanden sich, in der unteren Kaste eingeschlossen, zwei deutsche Gefangene an Bord. Sie fühlten das Schiff sinken und glaubten sich verloren. Doch der mit ihrer Bewachung betraute französische Unteroffizier eilte zu ihnen, um sie noch rechtzeitig zu befreien. Sie vermochten sich durch Schwimmen zu retten, indes der Unteroffizier sich weiter um die Rettung der Frauen und Kinder bemühte, wobei er schließlich in den Wellen umkam. Das Geschehnis wurde von den beiden Deutschen einwandfrei bezeugt und eine Erklärung darüber abgegeben, die am 14. Juni von der Wiener Arbeiterzeitung abgedruckt wurde . . .

*

Tausende von solch erhebenden Beispielen des revoltierenden Herzens gegen den Krieg könnte man anführen, um zu beweisen, wie widerjännig jeder Krieg ist. Und gäbe es keine ehrgeizigen Generale keine, weltfremden Diplomaten, wie hätten schon lange keinen Krieg mehr. Wir alle wissen, daß jede Nation gute und schlechte Menschen aufweist. Wir wissen ferner, daß der Krieg nur dann entbrennt, wenn das Kapital eines Landes sich in seinen Provinzinteressen durch das Kapital eines anderen Landes bedroht fühlt. Oder wenn es erhofft, durch einen neuen Krieg gute Geschäfte machen zu können.

Der Weltkrieg hat uns gelehrt, daß die Kriegsgewinnler, die Profiteure des Menschenmassenmordes weit vom Schuß die Millionengewinne einheimsten, während das Proletariat gezwungen zu fast 100 Prozent im Graben verblüete.

Wir Sozialisten wissen wohl, warum wir gegen den Krieg revoltieren.

Wir wollen immer wieder für den Weltfrieden eintreten so lange bis das Wort des französischen Dichters Victor Hugo Wahrheit geworden:

„Ein Tag wird kommen, an dem man eine Kanone im Museum zeigen wird, wie man heute ein Polsterinstrument schaut und wo man erstaunt, daß das hat sein können.“

Das wird aber erst Wahrheit werden, wenn der Sozialismus auf allen Linien gesiegt hat.

Frauen, so war der Krieg

Von Herta Zerna

In einem Commerzlokal ist „Deutscher Tanz“. Die NSDAP läßt ein! Am Vormittag hat sich die SA in der Stadt gedrückt. Drei haben sich Taschentücher um den Kopf gebunden und sind als Märtiger im Umzug voranmarschiert. Ihre Zeitung wird morgen von Dpsten des „roten Mob“ schreien.

Die jungen Mädchen gehen in düstigen Kleidern mit den Uniformierten spazieren. Sie sind stolz auf ihre Krieger! Im Garten singt man die „Wacht am Rhein“. Sie haben nie den Rhein geschweige denn einen Franzosen gesehen, die Jungen und Mädchen.

So gingen die Mütter vor zwanzig Jahren mit ihren Soldaten — und wurden so grausam kuriert! Die Fünf- und Zwanzigjährigen wissen es noch, sie erinnern sich genau an den Kriegsausbruch, grausam an die Jahre darauf. Wie können das die Zwanzigjährigen schon nicht mehr wissen! Erzählt es wieder, laßt es nicht in Vergessenheit geraten!

*

„Müssen nun alle Männer fort?“ fragten wir ängstlich und waren doch fast ein wenig neugierig, wie das nun aussehen würde, Straßen nur mit Frauen angefüllt, wir waren sieben Jahre alt! Es war gar nicht so, es war gar nicht sofort so zu merken: da waren noch die Jungen und die Alten.

Aber dann ging es Schlag auf Schlag. Auf der Treppe stand die Nachbarin mit dem Brief in der Hand, den sie gar nicht lesen konnte, der Herr Offizier schrieb so anders. Und der Mann, den wir eben noch täglich von der Arbeit hatten kommen sehen, war tot. Auf der Schulbank die Freundin saß plötzlich in einem schwarzen Kleid da. Wir blickten sie zuerst fast neidisch an — dann wußten es immer mehr. Mehrmals tödentlich wurden wir in die Aula geführt und schrien „Hurra“ über hunderttausend tote Russen. Aber dann merkten wir, wieviel tote Väter das bedeutete.

„Als mein ältester Bruder fiel“, erzählte ein Mädchen, „ist das Bild von der Wand gefallen. Meine Mutter hat gesagt, sie hätte es gleich gewußt. Als mein Vater fiel, blieb nämlich die Uhr stehen!“ Wir hörten andächtig zu. Wenn der Vater und der Bruder gefallen waren!

Manchmal spielten wir ein Spiel: durch eine Gartentür wurde eine Schnur gezogen, die Schnur wurde über die Ohren gelegt, und wenn man nun an die Schnur sah, so meinten wir „Lommls

baum“ zu hören. Wir schrien das unheimliche Wären vor, als sie in Urlaub kamen, da lachten sie kurz auf, und wir waren das Spielzeug in den Mälleimern.

Einmal hielt uns eine aus unserer Schule auf dem Rummelplatz frei. Wir sahen Karussell und Luftschaukel. „Wo hast du denn das Geld her?“ fragten wir sie.

„Ach, da vorn von den Soldaten!“ sagte sie. Sie war zwölf Jahre alt, der Vater gefallen, die Mutter in der Fabrik. Die jungen Soldaten waren für ein paar Tage auf Urlaub. Unsere Mütter verboten uns, mit dem Mädchen zu gehen.

Dann wackten uns unsere Mütter morgens um vier, wir gingen sie abholen beim Ansehen, sie hatten selbst die ganze Nacht gestanden. Wir standen, bis die Schule anfing, mittags lösten wir wieder die Mütter ab und oft bekamen wir dann trotzdem nichts. Es war Winter und wir wurden aus der Schule nach Hause geschickt, weil es zu kalt war zum Lernen. Wir fürchteten uns aber, von der Strafe in die Wohnung zu gehen, wenn wir die zugefrorenen Scheiben sahen. Die Treppentreppe stanken nach aufgetauten Kohlbeinen, und wir konnten jahrelang später noch keinen Honig und keine Marmelade essen, weil wir an den Geruch in den Kriegsjahren denken mußten.

Die Mütter gingen hamstern. Sie schlepten sich kilometerweit über dunkle Acker. Eine Frau aus dem Nachbarhaus kam nicht zurück, man fand sie eine Woche darauf in einer Furche, wo sie liegen geblieben war vor Entkräftung. Viele waren jahrelang krank, die Ärzte wußten nicht, was ihnen fehlte. Alle waren unter hundert Pfund schwer, gallenleidend, der Unterleib ruiniert.

Wenn sie spät nachts nach Hause kamen, feierten wir Kinder unser Sieg: den Beutel auspacken und einen Schluck Milch trinken, ein Ei aus der Milchkanne fischen, ein Butterbrot essen.

Im Frühjahr 1918 zogen wirklich die letzten Männer davon. „Es kann nicht mehr schlimm werden“, saßen sie uns und sich selbst zum Trost. Aber immer neue Verlustlisten kamen. Die Lehrer versuchten uns die Position an der Westfront zu erläutern — für die zweifelnden Mütter zu Hause. Wir sparten Truppen, wenn wir hier und hier die Linie zurücknehmen! Wir glaubten ihnen jetzt nicht mehr, wir berichteten spöttisch davon zu Hause.

Dann kam der November. Unsere Mütter standen aufgeregt vor den Haustüren. Jemand wollte in der Stadt ein Auto mit roten Fahnen gesehen haben. Wir zogen in die Stadt, sie wimmelte von Frauen, aber die Schulleute trieben uns auseinander, wir kehrten wieder um. Am anderen Mittag war eine Versammlung angefangen, draußen an der Straße, wo die Munitionswagen aus den Fabriken in die Depots fuhen. Es waren nur noch Frauen in der Versammlung, Munitionsarbeiterinnen waren. Wir Kinder mußten auf der Straße stehen bleiben. Sie riefen drinnen, sie kamen heraus, sie gingen nicht auseinander. Sie hielten die Wagen an, die gerade vorüberkamen, zogen den Kutscher vom Boß, der es sich gern gefallen ließ, und schlangen sich die Maschinengewehrpatronen als Ketten um den Hals. Wir Kinder hatten Furcht, aber wir beruhigten uns, damit hatten ja unsere Mütter jeden Tag zu tun! Die Frauen marschierten, die Ketten, die nun keinen mehr töten sollten, umgeschlungen, in die Stadt. Pöhlisch gab es viele rote Fahnen, singend kamen wir zu den ersten Häusern, die zuhause geblieben jubelten und schlossen sich an.

Und einmal kamen wir mittags aus der Schule und der Vater war wieder da. Freut euch nicht so laut, sagten wir zueinander, die andern weinen dann wieder! Die auf Gips gegossenen Generale nahmen wir von der Wand und zerbrachen sie. Nun würde nie wieder ein Krieg kommen, meinten wir.

Nun begreifen sich die, die kaum fünf Jahre jünger sind als wir, wieder für die Uniformen. Heute für die Straßenschlachten, morgen für einen größeren Krieg. Und stehen freiwillig stramm vor denen, die sie knechten und künjieren.

Und die jungen Mädchen fühlen sich glücklich als Nazibräute. Die Laufjungens in der braunen Uniform drücken ihnen ihre Moral auf. „Ihr dummen Ziegen“, erklären sie, „für den Krieg werden euch ja die Kinder gemacht!“ Die jungen Mädchen wissen nicht, was Mutter sein, was Krieg bedeutet. Die älteren Frauen, die mit dem Sakentanz herumlaufen, sind auf anderes hereingefallen: sie glauben dem „Ketter“ seine Versprechungen, sie wissen nichts von seinen Verbrechen und von der großen Gefahr. Wir müssen aufklären, wo wir können, die jungen und die alten Frauen. Das Erwachen wäre furchtbar, wenn erst die nackten Lasten den Nazischleier zerreißen würden, so wie es uns im Kriege geschah.

„Ab nach Kassel!“

Von Sibylla

In ihren Berichten über die Washington-Gedenkfeier erwähnen die Tagesblätter die schmadvollen Verkäufe deutscher Truppen durch deutsche Fürsten an England zur Zeit der Befreiungskämpfe der nordamerikanischen Kolonien 1775—1783; sie rufen damit

die Erinnerung nach an jene Epoche dynastischer Schandtat, die heute das dunkelste Blatt deutscher Geschichte genannt hat. Ludwig v. Schöler gibt in seinem Werk „Weltgeschichte in Auszügen und Zusammenhängen“ die Zahl der damals an England verkauften Deutschen auf 20 166 an, von denen 14 843 auf dem Schlachtfeld starben, mehr als 4000 auf dem Transport den Tod fanden oder später in Amerika verschollen. Als der Schamloseste unter den fürstlichen Seelenverkäufern jener Zeit erscheint Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, 1700—1785, der nach monatelangem Feilschen und Markten mit den englischen Unterhändlern sich verpflichtete, 20 000 Soldaten für den nordamerikanischen Kriegsschauplatz zu stellen, von denen 19 000 Mann auch tatsächlich „geliefert“ worden sind. In allen Teilen des Landes wußten die jungen Leute rücksichtslos und gewaltsam zu Rekruten gepreßt. Kassel als Landeshauptstadt war zum Sammelpunkt bestimmt; von dort wurde die z. T. blutjunge, kaum den Knaben schuhende erwachsene Mannschaft nach nur mehrwöchiger Ausbildungszeit regimentenweise zu Schiff die Jüta hinunter über Elsfleth a. d. Weser nach England und weiter nach Amerika verschifft.

In jenen Tagen entstand das inhaltsschwere geflügelte Wort „Ab nach Kassel!“, das uns als scherzhafte Wendung noch heute geläufig ist. Zu jener Zeit aber hatte es für die Beteiligten eine furchtbare Bedeutung, denn wer damals aus den hessischen Provinzen „ab nach Kassel“ geschickt wurde, konnte gewiß sein, daß er Heimat und Vaterland nimmer wieder sah. Die hessische und die englische Regierung hatten die für die Menschewaren zu zahlenden Kaufpreise aufs genaueste vereinbart und festgelegt. Der Preis für diejenigen, die in der Schlacht fallen würden, war bedeutend höher angesetzt als der für Unverletzte oder nur Verwundete; es mußte daher dem Landgrafen geradezu daran gelegen sein, daß möglichst viele seiner Landesfinder umkamen. Um dieses Ziel zu erreichen, war ihm kein Mittel zu schlecht; das beweist der folgende, im hessischen Staatsarchiv aufbewahrte Brief des Landgrafen an den Höchstkommandierenden der hessischen Truppen in Amerika, Freiherrn v. Hohendorff, vom 8. Februar 1777 — eine geschichtliche Urkunde von entsetzlicher Mordthat:

„Ich erhielt zu Rom bei meiner Zurückkunft von Neapel Ihren Brief vom 27. November letzten Jahres. Ich ersah daraus mit unaussprechlichem Vergnügen, welchen Mut meine Hessen bei Trenton entfaltet, und Sie können sich meine Freude denken, als ich las, daß von 1950 Hessen, welche im Gefecht waren, nur 300 fielen. Da wären denn gerade 1650 erschlagen, und ich kann nicht genug Ihrer Klugheit anempfehlen, genaue Listen an meinen Bevollmächtigten in London zu senden. Diese Vorlist wird um so mehr nötig sein, als die dem englischen Minister zugesandte Liste aufweist, daß nur 1450 gefallen. Auf dem Wege sollte ich 160 050 Gulden verlieren. Nach Rechnung des Lords von der Schatzkammer würde ich bloß 483 450 Gulden bekommen, statt 643 500 Gulden. Sie sehen wohl ein, daß ich in meinen Forderungen durch Rechenfehler gekränkt werden soll, und Sie werden sich daher äußerster Mühe geben, zu beweisen, daß Ihre Liste genau und seine unrichtig. Der britische Hof wendet ein, daß 100 nur verwundet seien, für welche sie nicht den Preis von Toten zu bezahlen brauchen. Erinnern Sie daran, daß von den 300 Lazerdämoniern, welche den Paß von Thermopylan verteidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich von meinen braven Hessen daselbe sagen könnte. Sagen Sie Major Niedorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gezeltet hat, welche von Trenton flohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht 10 von seinen Leuten gefallen.“

Zur besseren Würdigung dieses furchtbaren Utiabriefes, der dem genannten Major als Führer seines Bataillons unmissverständlich genug, ja mit handgreiflicher Deutlichkeit nahegelegt, seine Leute zwecks nachhaltiger Füllung, der landgräflichen Präventivschlacht auch ohne militärische Notwendigkeit abzuführen zu lassen, sei erwähnt, daß der Landgraf für jeden gelieferten Mann als solchen 30 Taler, für jeden im Kampf gefallenen, aber fast das Dreieinhalbfache, nämlich 133 Taler erhielt, wobei noch der etwa dreifach höhere Geldwert jener Zeit zu berücksichtigen ist; alle diese Summen flossen ausschließlich in die fürstlichen Privatkassen, nicht etwa, wie man annehmen sollte, in die Staatskasse. Ähnliche, wenn auch nicht gleich schwere Schuld luden auf sich die Höfe von Stuttgart — „Kabale und Liebe“, 2. Aufzug, 2. Auftritt, — Braunschweig, Ansbach, Waldeck, Anhalt-Jerbst und Hessen-Hanau.

Internationale Konferenz

Von Haro

Die Führer der einzelnen Delegationen und die Herren ihres Stabes, die Minister und Notenbankpräsidenten, das Heer der Experten und selbst die Dolmetscher waren von dem Ergebnis der großen Konferenz entzückt. Besonders das märchenhafte Gar-